

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 128.

Dienstag, 3. Juni.

1930.

(12 Fortsetzung.)

Die Maifrau.

(Nachdruck verboten.)

Roman von D. Feukner.

Sein Anzug bestand aus einer viel zu engen blauen Trikot Hose, die in blitzblank gewachsenen Langschäften steckten, einer dünnen, geschlossenen Toppe und wurde vervollständigt durch eine langschirmige, graugestreifte Jockeimütze. Nicht einmal die Sporen fehlten. So war, dem Auseren und der eigenen Meinung nach, der richtige Zivil-Herrenreiter fertig.

Verstirzt und zugenäht, würde seine Maifrau, das niedliche Trinchen, die Augen aufreißen und den zukünftigen bewundernd anstarren. Ja, ja, wenn der Julius Kaiserer tatsächlich nicht mittritt, war er, der Hannes, „der Herrlichste von allen“, dem keiner an die Wimpern klumpen konnte. Alles, was recht ist . . .

Gravitätisch trabte er — englisch natürlich — dem „Rennpfahse“ zu. Als er vom Wege abbiegen wollte, traten ihm einige Burschen, die leider kein Pferd besaßen, darunter auch Wilhelm Biefer, mit lautem Hallo entgegen und suchten ihn mit Redensarten zu necken.

„Weshalb hast du dei altes Pferd nett genomme?“ fragte der Wilhelm ein bißchen neidisch. „Das junge wird dich abschmelze.“

„Dich vielleicht, du Kuhbauer“, entgegnete Hannes grob. „Ich kann awer reite und siße lieber auf ein junge, mutige Pferd, als auf so ein aale Schinder, wie mei Lotte. Auf de steife Bod tannst du dich seze, wenn de Lust hast . . .“

„Hannes, soll das ei Wort sei? Is das dei Ernst?“ „Freilich is es mei Ernst. Geh un hol dir nur die Lotte . . . Mußt ihr aber erst gehörig Pfeffer un Salz untern Schwanz streue, sonst seht sie sich nett in Galopp, un im Galopp mußt doch die Enten packe. Trab oder gar Schritt glist nett.“

„Das weß ich scho . . . ich geh' un hol mir de Lotte . . . sie wird scho laufe, wirst sehe . . .“ Wilhelm sprach's und stürzte davon; denn auch er brannte darauf, sich seiner Maifrau als Kavallerist zu zeigen, was gar nicht so leicht war; denn wer verborgt gern ein Pferd? — Und hier wurde es ihm angeboten.

„Du wirst awer Freude hawe“, rief ihm der Hannes noch nach und trabte dann stolz weiter, den Ruf: „Fall nur nett runner!“ gebliffentlich überhörend.

Das Stoppelfeld, genannt Rennbahn, zeigte sich rundum von Menschen umgeben; denn nicht nur alles, was in Hopkins Füße hatte und laufen konnte, war vertreten, sondern auch aus den Nachbardörfern waren die Burschen und Mädchen gekommen, um dem Feste beizuwohnen, was die Einheimischen später mit ihrem Gegenbesuch bei ähnlicher Gelegenheit wieder vergalteten.

Die meisten Menschen hatten sich in der Nähe des Antvogels zusammengeballt. Hier stand auch die Musikkapelle, um dem Sieger einen Tusch zu blasen. Sie war umringt von einer Gruppe Hopfins „Burschen“ in Miniaturausgabe, die etwa ihren sechsten oder siebenten Sommer verlebten.

Die kleinen „Kerle“ schienen es darauf abgesehen zu haben, die Musikanten zu ärgern; denn fortgesetzt schrien sie: „Musik, tu mal was blase!“

„Wir werde euch gleich was blase“, sagte der „Kapellmeister“ mit verbissenem Lachen, „awer hinne drauf, daß es nur so klatscht, dann werd't ihr Musikte mache.“

Da wichen die Rispitaner ein wenig aus der bedrohlichen Nähe der „Blechpuster“ zurück, machten wieder Front und schmetterten mit dem ganzen Aufgebot ihrer Lungen einen Gassenhauer, den sie irgendwo aufgeschnappt hatten, und der folgenden „geistreichen“ Text hatte:

„Eins, zwei, drei, vier,
Die Musik hat kei Bier!
Fünf, sechs, siewe —
Wo is der Dwer gebfiewe?
Acht, neun, zeh'
Bon Bier is nig zu seh'!“

Diese gesangliche Leistung entwaffnete die Musiker vollständig, und auch die andern Umstehenden machten ihrem anfänglichen Groll über die kleine Bande durch heiteres Gelächter Luft.

In diesem Augenblick kam das erste Pferd im Galopp angeprustet und schoß wie ein Pfeil unter der hochschnellenden Ente durch. Der Reiter versuchte nicht erst den aussichtslosen Griff. Dies wäre auch ein Kunststück gewesen, das keiner in ähnlicher Lage fertig gebracht hätte, denn in der linken Hand hielt er die Zügel, die rechte war mit der Wähne umwickelt und durfte nicht losgelassen werden, sonst . . . nun, wer weiß, was passiert wäre . . . und ein drittes „Greifwerkzeug“ hatte er leider nicht. Aber der Anwärter auf Entenbraten zeigte wenigstens, daß er Galopp reiten konnte, ohne herunterzufallen.

Nun kamen die Renner schnell hintereinander angerast. Manche ritten ganz ausgezeichnet, und mehr als einmal war der Bogelkopf nahe daran, erbeutet zu werden. Das durfte aber nicht sein, die Herren „Kavalleristen“ mußten ihre Reitkunst schon noch etwas länger zum Besten geben.

Um dies zu gewährleisten, übernahm jetzt ein anderer Bursch die Zugschnur, der die Ente schon hochfahren ließ, wenn der Reiter noch drei Pferdellängen entfernt war. „Siehste Karle, so muß mr's mache“, sagte er belehrend zu seinem Vorgänger.

Mittlerweile waren fast alle Renner — mehr als 50 an der Zahl — schon einmal dran gewesen; nur bei zweien wollte es nicht recht klappen. Der eine war Wilhelm Biefer auf der alten Schildlotte, die ihren Kopf für sich hatte und absolut nicht in Trab, geschweige denn im Galopp gebracht werden konnte. Trotzdem boten aber beide, der Reiter wie das Roß, ein Bild, das die Lachmuskeln der Zuschauer stark kitzelte. Ein „Kuhbauer“ fühlt sich ja nie sonderlich wohl auf dem Rücken eines Pferdes, der „Willem“ aber schon gar nicht; denn er saß oben, wie der Pavian auf einem gewissen Tier, und wer über ein größeres Maß von Phantasie verfügte, der konnte in ihm den „Ritter von der traurigen Gestalt“ Don Quichotte auf seiner Rosinante in zweiter Ausgabe erkennen. So war es also nichts mit dem „kühnen Reitersmann“, den er seiner Maifrau so gerne gezeigt hätte. Und da er den anderen fortgesetzt im Wege herumgondelte, schrie ihn ein besonders eifriger „Jockei“ grob an: „Na, mach awer endlich, daß de mit dem Schinder wegkommst, sonst reit' ich dich noch in Dred . . .“

Da gab er den Rennkampf resigniert auf und leistete Verzicht auf Reiterlorbeer und Entenbraten.

Und der andere . . . ?

Das war der Schildhannes auf seiner noch sehr jugendlichen Fanni, die herumtänzelte, wie eine Ballettuse, die sich einen kleinen Schwips gekauft hat. Nur geradeaus wollte sie nicht gehen, oder besser gesagt: laufen. Die vielen Menschen mit ihrem Lachen, Rufen und Töhlen hatten das kaum dreijährige Pferd ganz verwirrt gemacht. Der Hannes gab sich zwar die größte Mühe, das Tier zu beruhigen, es seinem Willen gefügig zu machen, aber vergeblich war alles Reden und Halsklopfen.

Da rief ihm ein Bursch zu: „Hau dem Luder doch de Spor'n mal in de Rippe, da selst sehe, wie's losgeht. Wozu haste denn die Dinger an die Stieweln?“

„Spor'n verträgt's scho gar nett“, belehrte der Hannes, „da schlägt's aus, un wer weech, was passiert.“

„Nach — Angst hast vor'm Runnerfalle. — Bist ei Fakke, Hannes . . . Ich wollt's dem Dos scho zeige.“

„Oh du . . . du Ziegebauer, dich schmeißt's doch so fort in Dred.“

„Dem Ding muß ei End' gemacht werde“, rief jetzt ein besonders guter Reiter, der mit seinem Pferde sehr einig war, und ritt an Hannes heran. „Paß mal auf, ich will der Fanni einmal zeige, was ei Harke is. Ich pack sie am linken Zügel, reit' an, un da muß sie einfach mit. Erst Schritt, dann Trab, dann Galopp, un wenn sie richtig im Schieße is, bleiwe ich zurück, un du jagst allein weiter. Wirst sehe, so geht's.“

Gesagt, getan. Der Reiter faßte in den Trensenzügel der Dreijährigen, um der „Widerspenstigen Zähmung“ vorzunehmen. Hannes rückte sich gehörig in Positur, und nun gingen beide Pferde im ruhigen Schritt vorwärts, dann setzten sie sich in Trab und endlich auch in etwas verhaltenen Galopp.

Sei, das machte sich ja ganz famos. Fanni lief wie ein Windhund, und bald erwachte in ihrem jugendlichen Herzen sogar die Eifersucht. Es ärgerte sie, daß die Nachbarin immer eine Nasenlänge voraus sein wollte. Dies konnte sie nicht länger dulden. Vor Rennlust übermütig quietschend, feuerte sie hinten aus, daß es nur so pfiß, und schoß an der älteren und schon etwas ermüdeten Schwester vorbei wie eine Windsbraut.

Hannes hatte bei dem plötzlichen Ausflagen den rechten Steigbügel und damit auch seinen festen Sitz verloren; er rutschte etwas nach links herunter und bei dem kramphastigen Versuch, die Balance wieder zu finden, fuhr der Sporn — ganz absichtslos natürlich — dem Pferde in die Flanke, daß es laut aufkreischte. Diesmal aber nicht vor Übermut, sondern vor Schreck und Schmerz. Und sofort machte es seinem berechtigten Unmut dadurch Lust, daß es ein-, zwei-, dreimal ausschlug, so hoch es das Hinterteil zuließ. Diejem Angriff auf reiterliche Kunst war der Hannes nicht gewachsen; wie ein geworfener Sack segelte er im Gleitflug über Fannis Hals und Kopf hinunter und landete nicht gerade sanft auf dem Stoppelacker. Gott sei Dank, es hatte aber nichts gemacht, nur die enge Hose war zu Schaden gekommen und zwar an einer Stelle, die man nicht gerne nennt. . . .

Das reiterlose Pferd stob davon und unter dem „Ententrapez“ hindurch, daß der Staub flog, konnte aber keinen Ausweg aus dem Menschenkreis finden, und wurde bald wieder eingefangen. Herr Hermes, der Vater vom Trinchen, ein ehemaliger Husar, hatte es am Zügel erwischt und führte es, begleitet von der Tochter, dem Hannes wieder zu.

„Hannes“, jagte er tröstend, „das macht nix! Ich bin als Rekrut mehr als zehnmal runnergefallen, dann aber doch ei tüchtiger Reiter geworden. Du hast's awer auch falsch gemacht! Hättst die dumme Spore fortgelasse, wärte vielleicht nett runnergefallen. Ich have sechs Woche ohne Spore reiten müsse. Wozu de Dinger an de Absäß. Und e Sattel hättst auch nett gebraucht. Ds em flanke Pferderücke sitzt ma viel fester, als of so ein platte Lederdeckel. Jetzt machst die Spore runner und

ich sattle inzwische die Fanni ab, un dann browirest du's nochmal und zeigst de Leut', daß de reite kannst . . .“

Mit dem väterlichen Vorschlag war das Trinchen ganz und gar nicht einverstanden. „Du tußt's nett!“, sagte es gebieterisch. „Die Fanni is ja ei ganz schlechtes Dos . . . Laß de Ente erwische, wer will. Wirst doch bei Knoche nett noch einmal zu Markte trage . . .“

Der Hannes schien aber gar nicht auf des Mädchens gut gemeinte Mahnung zu achten; denn er stieß nur das Wort „Hornvieh“ zwischen den Zähnen hervor. Der diese Schmeichelei begleitende heftige Ruck am Zügel ließ es aber zur Gewißheit werden, daß er nicht etwa das Trinchen, sondern die Fanni meinte.

Diese Gewißheit wurde von dem Vater des Mädchens noch vertieft durch die „geistreiche“ Bemerkung: „Da hast entchiede unrecht, Hannes! Ei Hornvieh is die Fanni nett, sie hat doch kei Hörner.“

Der verunglückte Reitersmann war in seinem Innern aber so erboßt über die im wahren Sinne des Wortes erlittene Niederlage, daß er sich weder einem scherzhaft gemeinten, noch tröstlichen Worte zugänglich zeigte. Vielmehr gab er dem jungen Pferde einen weiteren Zügelruck, den er mit den Worten begleitete: „Du infame Krott, die du bist! Ich könnt' dich rein offresse vor But!“

„Na, willst nu noch mal reite oder nett?“, ertönte die Stimme seines zukünftigen Schwiegeraters. „Wenn du dich noch lang' besinne tußt, is die Ente weg . . . guck nur, wie die annere danach renne.“

(Fortsetzung folgt.)

Der Besuch.

Skizze von Liesbet Dill.

Er hat sich auf dieses Diner gefreut, daß er den ganzen Tag nicht dazu kam, etwas zu essen. In der „Mittagspause“, die sein Büro, auf dem er eine untergeordnete Stellung einnimmt, gewährt, ist er herumgelaufen, zum Schneider und zum Friseur. Er will einmal wieder „mensächlich“ aussehen, glatt rasieren und das Haar gestuht. Er hat der Putzfrau, die seine unbehagliche Bude aufräumt, seinen Frack in die Hand gedrückt zum Aufbügeln . . . Ein Diner im Frack, wie lange ist das her? Der Schnitt seines Fracks kann zwar nicht mehr als modern bezeichnet werden, die seidenen Aufschläge sind schon abgewetzt — aber er ist vom ersten Petersburger Schneider aus seinen Glanztagen, das sieht man ihm sicher noch an. Eine große weiße Kelle hat er dem Blumenmädchen an der Ecke abgekauft und unterwegs einem alten Mütterchen ein Geldstück in die Hand gedrückt, wie einst, als man das Geld wegwarf und es nicht achtete. Wie peinlich ist es, auf Geld achten zu müssen! Er kommt sich oft wie ein Geizhals vor, wenn er seine letzten Groschen vor dem Ersten zusammenkratzt in den Taschen, um bei Achinger zu essen. Und es ist sicher töricht, daß man sich immer noch nicht daran gewöhnt hat, an geschuerte Holztische und Aluminiumbestecke . . . Er muß dann immer an die festlich geschmückte Tafel denken mit den Blumen aus eigenen Treibhäusern, an das schimmernde Tischzeug und ach — an seinen alten Diener, der auf der Flucht unklam, bei ihm dreißig Jahre bediente, der bei Tisch hinter ihm stand, wie sein Schatten.

An diesen guten alten Mann, der so distret und so schweigsam war und so vernünftig und treu, muß er oft denken, denn er hat später selten Gelegenheit gehabt, solchen Menschen zu begegnen. Ach ja . . . er sucht im Schreibtisch nach den Orden. Es sind viele da, aber manche kann man nicht mehr tragen, denn sie sind von denen geschenkt, die ihm alles genommen haben, „enteignet“ steht in den Akten. Seine vier großen Güter, das schöne Schloß mit dem Park, in dem man ritt, die Wälder, in denen man jagte, der Teich, auf dem man ruberte, in dem man badete und fischte . . . Er teilt die Orden ein in solche, die man noch tragen kann, und in andere, die man nicht mehr trägt. Da schiebt sich ein Papier heraus, darauf steht „Mein letzter Wille“. Wie lange ist das her, daß er das da mit seinem Notar aufgesetzt! Jetzt hat er keinen „letzten Willen“ mehr. Es ist nichts mehr da zum Beschenken. Nur einen Wunsch hat er dazu gesetzt: er will in aller Stille begraben werden, ohne Blumen und ohne Nachreden; „statt besonderer Anzeige“ wird drei Tage später in der Zeitung nichts als sein Name stehen und das Datum seines letzten Tages. Und darunter: Letzter Fideikommissbesitzer der nach dem Krieg enteigneten Güter Ugaten, Birgalen, Anslö und Sarriskow in Kurland . . . Das kommt auf seinen Leichenstein, hat er bestimmt. Für diesen Stein liegt eine kleine Summe bei seinem Notar . . . Er schiebt das Testament wieder zu den Orden, die man nicht mehr anlegen kann.

Nun steht er in seinem Frack vor dem Spiegel der Garderobe der reichen Verwandten. Er fällt diesen Frack aus. Er ist ihm etwas eng geworden, er hat keine Zeit mehr, um zu trainieren. Er sitzt den ganzen Tag auf einem Drehschemel in einem dumpfen, kleinen Bureau. Die Orden strahlen am breiten Band und die weiße Blume ... es ist ihm festlich zumut, fast feierlich. Wie hat man einst über diese „ewigen Diner“ gestöhnt. Jeden Abend mußte man sich in den Frack werfen, die Orden umhängen ... Heute atmet er mit Genuß den feinen Duft der Treibhausblumen die ihn schon in der Garderobe vor den Spiegeln begrüßten, im Salon in allen Ecken leuchten frische Rosen. Und die Tafel ist blau von Hyazinthen.

Es sind viele Gäste versammelt, man geht zu Tisch. Er unterhält seine Damen, liebenswürdig wie einst. Seine Tischreden waren berühmt, er wird eine Rede auf die Damen halten. Die Kusine mußert ihn mit der Vorkuette und nickt ihm zu. Er steht wirklich noch ganz gut aus, man kann ihn noch vorzeigen, den Onkel Alex, dessen großzügige Gastfreiheit früher die ganze Familie genoß. Er hat sich heute fein gemacht, sein Scheitel glänzt, sein gutes, breites Gesicht, seine Nase ... seine Gesichtsfarbe ist rot ... er spricht soviel. Nun erhebt er sich und klopfst ans Glas und hält eine wichtige Rede auf die Damen. Er hat etwas zu sagen, er ist galant, die Bonmots sprühen, er hat Erfolg ... Er spürt, daß er zwei Tage kaum etwas Nichtiges zu sich genommen hat. Und das geht hier alles so rasch, ein Gang nach dem anderen erscheint, wird angeboten und weggezogen. Es ist wie im Märchen. Alle diese feinen Gerichte kennt er kaum noch dem Namen nach, er weiß gar nicht mehr, was das für ein Ragout ist ... für ein Fisch ... Wie hat er früher gefaselt, feierlich, eine ganze Stunde in dem weißen Saal, dessen Türen weit geöffnet waren nach dem Park, oder im Winter nach dem gläsernen Wintergarten mit den leuchtenden Azaleengruppen ... Schöne Bilder der Heimat ziehen an seinen Augen vorbei, die blühende Steppe, rauschende Wälder — ein Fluß mit Schiffen ... Der Sekt ist kalt, der Hummer ist etwas schwer, aber köstlich ... Nein, bitte, geben Sie mir das ruhig noch einmal, die Dame nimmt auch noch etwas ... Weine funkeln in geschliffenen Gläsern, blumige, schwere Pfalzweine und süße alte Rheinweine. Man trinkt ihn zu. Er ist wie benommen von dem Glanz der Kronleuchter, den flackernden Kerzen — es sind zuviel Lichter da. Sie flimmern vor seinen Augen, sie flackern so unruhig .. der Sekt ist zu kalt ... Und der Mokka zu stark — die schweren Havannas, die vielen blauen Hyazinthen — Was hat nur sein Herz, daß es so jagt und hämmert? Er weiß nicht, wie ihm wird ... Pflöcklich legt er seine Zigarre hin und sinkt am Rauchtisch im Sessel zusammen. Jemand hält ihm die Hand, fühlt seinen Puls; er atmet mühsam. Zum Glück ist ein Arzt da — jemand sticht ihm etwas in das Fleisch ... er zuckt kaum ... alles taumelt vor ihm, Lichter, Gläser, Gesichter, diese Hyazinthen ersticken ihn ... Tragen auf — Fenster auf, frische kalte Nachtluft strömt herein ... Er hört die Stimme seiner Kusine, die den Dienern etwas befiehlt — Man packt ihn an, will ihn fortragen, aber er hält sich fest ... er fühlt, es ist aus ... Er denkt an das Testament. Er will etwas sagen — Eine Frau neigt sich über ihn: Onkel Alex, was ist das mit dir? Der alte Herr schlägt noch einmal die Augen auf, blaue, müde, unwitterte Augen, er versucht zu lächeln, greift nach ihrer Hand, die er küßt und fallen läßt ... Es ist aus —

Wie peinlich, bei einem Diner ... Die Flügelkuren werden geschlossen, man sagt den Gästen, es sei Besuch gekommen ...

Es ist jemand zu Besuch gekommen — er hat schon auf ihn gewartet, eine ganze Zeit. Er stand dicht hinter ihm an der Tafel, hat lächelnd zugeschaut und ihm noch eine kleine Frist gegeben, ihm noch einmal schöne Bilder vorgespiegelt aus glücklichen Tagen. Das Nachher war nicht mehr viel wert ... Es war sein Schwanengesang, diese wichtige Rede ... Dann — hat der Andere zugespuckt ... Sechzig Jahre ... Viele werden älter, aber wozu?

Blau wandert.

Von Otto Ehrhart-Dachau.

Der Mond steht freundlich, rund und voll überm Moor. Ein großer Lampion. Ein einziges Leuchten.

Weich und lind weht der Maiwind vom Gebirge her. Taupfropfen glänzen in Busch und Gras. Die große Gumppe im Reigelsreuther Moor liegt wie im Traume da.

Der alte Blau, der letzte Großkarpfen von der Stalten, liegt wach auf ihrem Grunde und sieht den schnellen Wassern zu, wie sie wirbeln und kreisen und hin- und widerwallen, ehe sie sich in den Strom hinausdrehen. Das ist das Bild seines Lebens. Tagelang kann der allmählich trag gewordene Fisch so liegen und den ähnelnden Farben zusehen oder den beiden alten Gumpentreiben, die sich um irgend einen guten Bissen balgen. Plagt ihn der Hunger, dann wälzt er sich in den Tangwald hinaus, in dem er wie ein Eber zu wühlen beginnt. Ist er satt, geht er wider heim. Legt sich wieder auf den gleichen Fleck, in die weiche, mulmige Ver-

tiefung der Gumppe, in die man seinen Bauch drücken kann, das so behaglich ist. Ab und zu treibt die Strömung einen guten Happen vorbei, man nimmt ihn an, danke. Oder man verjagt die kleinen Leute, wenn sie gar zu lästig werden.

Heute ist wirklich eine ganz sonderbare Nacht. Blau ist so wach. Sein kleines, noch immer kluges Hirn registriert seltenes Behagen. Die Flossen regen sich so leicht. Alles ist so still, so freundlich und verlockend, wie seit langem nicht mehr. Er kommt sich so jung, so frisch und kräftig vor und er läßt sich langsam in die Höhe treiben.

Noch im nassen Glänzen hängt er jetzt, mitten im flüßigen Licht. Sein breiter Rücken ragt wie eine kleine Insel aus dem Wasser heraus. Das tut wohl. Wenn der laue Nachtwind so in den Alpengarten fährt.

Niemand wohl würde die kleine Insel da für ein Tier halten, hier ist ein Bündel Gras, ein algenbewachsener Waser angerieben, der sich sachte hebt und senkt, wie es den Wassern gefällt.

Diese Mainacht! Dieses wunderliche, geheimnisvoll-werbende Leuchten! Alles ist so frisch, so blank, und Blau kommt sich auf einmal nicht mehr hübsch genug vor. Es behagt ihm nicht mehr, daß ihm die Algenfäden fast über die Augen gewachsen sind. Man muß seinen Dachgarten schon wieder einmal reinigen. Also sinkt er wieder in die Tiefe und beginnt zwischen den versunkenen Wurzelstränken hindurchzuschwimmen. Er will sich schauern. Wenn sich auch das Wasser beschämend dreedig trübt — es tut so wohl! so wohl!

Was der Mond heute nur hat? Da droben steht er und zieht und zieht. Kommt herauf alter Bursche, zieh aus!

Schlankte Nadeln und Pfeile huschen über die glatte Scheibe. Jungfische, die gegen die Strömung ziehen. Blau hält es nicht aus. Er muß wieder hinauf, in das Licht, in die Helle. Glücklich schiebt er seinen Budel über das Wasser und duckt vor sich hin.

Wie fern sind doch die Jahre, wo er sich mit ein paar anderen kräftigen Männchen, hinter der vor Eier strobenden Rognerin her, durch die Seich schlug? Die laut durchplätscherten Liebes- und Laichnächte, wo sind sie geblieben? Was mag aus Graule geworden sein? Aus der prächtigen Rognerin mit dem prallen, aufreizend gefüllten Leib. Mit den talergroßen Spiegelschuppen auf dem hochzeitlichen Gewande. Alle Jahre hatte er sie wieder gefunden, alle Jahre war sie gleich begehrt gewesen. Nur die Kräftigsten hatten ihr folgen dürfen, die Starken. Kerle, wie er einer war. Aber das ist ja schon so viele Jahre her... Gibt es heute keine starken Weibchen mehr? Könnte jetzt nicht irgendwo eine Graule auf ihn warten?

Spätem, urgewaltigem Drange folgend stößt Blau gegen das Wehr vor. Aber die Fallen sind zu hoch, er kann sie nicht überschlagen. Er gibt bald auf und läßt sich den Fluß hinabtreiben; Schwerfällig trollt er dahin. Wälzt sich flatschend und sauchend über die seichten Rollen, drängt machtvoll durch die Tiefen. Blau wandert ... Er hat auf einmal Sehnsucht nach anderen Karpfen bekommen. Vielleicht späte Liebestriebe. Wer weiß was?

Lange schwimmt Blau die Stalten hinab. Aber wo er auch hintonnt, ruft der Koloß nur Schreden hervor. Starke Hechte trauen ihm nicht und fliehen vor ihm.

Endlich, am Ufer eines halb verlandeten Altwassers hört er gefelles Schlag und Treiben. Karpfen! Seine alten Antennen zucken, jugendliche Begeisterung durchpulst ihn. Weibchen! Brüder! Mit mächtigem Anlauf stößt der stolze Fisch vor und strandet — ach, warum ist er auch so breit und schwer! im Seichten.

Die Karpfen sind entsezt auseinandergefahren. Während Blau sich flatschend und schlagend aus dem Schilfe mäht, eimerweise Dred und Wasser ans Ufer schleudert, sind sie längst entflohen.

Blau ist plötzlich wieder müde. Es gibt also keine großen Weibchen mehr. Keine starke Rognerinnen, die sich minnen ließen. Er hat wieder Sehnsucht nach seiner Gumppe, denn die Seichte ist ihm unbehaglich. Er möchte wieder den Fall der schweren Wasser hören, und den gewohnten Tiefenbrud an seinen Flanken spüren. Der gute Mond war an allem schuld. Aber der ist nun fort, und im Osten beginnt es schon zu grauen. Es tagt. Fort! Heim!

Gewaltig drängt er zurück. Es ist ein weiter Weg, den er zurückzulegen hat, und mitten auf der Wanderung überfällt ihn das Licht.

So kommt es, daß die Abbersloher Bauern, die an diesem Morgen wie gewohnt zum Grünfutterschneiden über die Staltenbrücke fahren, ein ganz seltenes Schauspiel haben. Sie bemerken ein seltsames Tier, einen gut halbmeterbreiten Körper, der sich durch die seichten Rollen pustend und blasend aufwärtsbewegt. Wie es sich da unter ihnen durch die Brüde schlägt, dunkel, breit, moosig oder haarig, johlen sie und schreien sie voller Aufregung einander zu. Sie wissen nicht was es ist. Und lange noch, wie Blau schon längst wieder im heimatischen Altwasser verschwunden ist, stehen sie noch da und disputieren darüber, und keiner weiß eigentlich was es war.

Ihr Mann wird Ihnen dankbar sein!

Von *Risefotte Sennoch*.

Als ein englischer Schriftsteller behauptete, man könne dem Äußerer eines Mannes ablesen, ob er glücklich verheiratet sei, hatte er bestimmt allerlei Kleinigkeiten im Auge, die das beweisen. Es sind in der Tat oft unbedeutende Dinge, doch die Ursachen liegen tiefer. Die Hausfrau, die bemüht ist, ihrem Manne das Leben angenehm zu machen, wird es nicht nur theoretisch, sondern auch praktisch versuchen. Sie kann damit beginnen, seinen Anzug auf Tadellosigkeit hin zu betrachten.

Cheviot wird leicht glänzend, und der Anzug hat dann an Ansehen verloren. Um ihn wieder in einen vorzüglichen Zustand zu versetzen, behandle man die glänzenden Stellen folgendermaßen: Ein Stück von dem gleichen Stoff oder von reinem Leinen wird in kaltem Wasser gut nass gemacht, ausgedrückt und auf die glänzenden Stellen gelegt. Nun führe man ein heißes Bügeleisen darüber, wobei das nasse Tuch etwas hoch genommen wird, um den Dampf entweichen zu lassen. Das Tuch darf nicht trocken gebügelt werden, da sonst der Glanz sich nicht verliert.

Der fettige Rodtragen wird durch eine Lösung von zehn Teilen Wasser und einem Teil Salmiakgeist gereinigt. Eine saubere Bürste wird in diese Mischung getaucht und der Rodtragen so lange leicht überbürstet, bis das Fett gelöst ist. Man darf jedoch nicht sehr reiben, weil sonst die Haare des Gewebes brüchig werden. Es kommt vor, daß der Mann zu irgendeiner Gelegenheit seinen Zylinderhut braucht, der bereits lange Zeit im Schrank gestanden hat. Obgleich er gut verwahrt schien, ist er rauh geworden, wahrscheinlich hatte er Regentropfen bekommen. Um dem Zylinderhut ein tadelloses Aussehen zu geben, falte man ein reines weißes Tuch handbreit zusammen, halte es über kochendes Wasser und bearbeite den Hut mit dem Tuch wie mit einer Bürste. Er wird sich nach sorgfältiger Behandlung dankbar erweisen und wie neu glänzen.

Hat der Mann seinen Stababend zu Hause, so wird er nicht erfreut sein, wenn er seinen Gästen schlechte und abgenützte Karten geben muß, weil man vergessen hatte, neue zu besorgen. Die Hausfrau wird das Reinigen der Spielkarten mit geschickter Hand schleunigst vornehmen. Sie befeuchtet ein Stückchen Tuch mit einigen Tropfen Eau de Cologne und reibt die Karten leicht auf beiden Seiten ab. Nachdem sie trocken geworden sind, werden sie mit einem weichen anderen Tuch nachpoliert; sie haben den Glanz und das Aussehen völlig neuer Karten.

Das leidene Halstuch bekommt schon nach kurzem Tragen häßliche Flecke. Will man es waschen, so reibe man einige rohe Kartoffeln, presse sie aus und tauche das Tuch in das Wasser. Die Farben erhalten ihre ursprüngliche Frische und ihren Glanz wieder.

Das Blättern der Umlegefragen ist eine schwierige Angelegenheit. Meistens werden sie nämlich schon fest aufeinandergebügelt, daß der Halsstreifen der Krawatte beim Einlegen beschädigt wird. Will man das vermeiden, so empfiehlt es sich, zwischen die Kragenwände einen weißen Flanellstreifen zu legen. Dann ist das Bügeleisen nicht imstande, den Kragen zu sehr zusammenzupressen.

Das Einlaufen der wollenen Strümpfe ist sehr unangenehm. Die Hausfrau hat sich beim Waschen große Mühe gegeben, aber sie mußte zu ihrem Schrecken bemerken, daß die Fühlänge nach der Wäsche ganz klein geworden sind. Ungeduldig legt der Gatte die Soden zur Seite. Ein gutes Rezept gegen das Einlaufen oder das Filzigwerden wollenen Soden ist folgendes: Vor dem ersten Anziehen werden die Fühlänge mit einem nassen Tuch bedeckt und dann mit dem heißen Plättleisen so lange gebügelt, bis das Tuch völlig trocken ist. Nach dieser Behandlung können sie jederzeit gewaschen werden, ohne einzulaufen.

Hält der Korlen nicht in die Flasche, so kann man die größte Kraft anwenden, man bekommt ihn doch nicht hinein. Es hat auch keinen Sinn, ihn von außen zu schälen, sondern man schneide mit einem scharfen Messer ein keilförmiges Stück heraus. Dann wird er gut in die Flasche passen.

Brillengläser laufen nicht nur an, wenn man von der Kälte in die Wärme kommt, sondern auch, wenn der Körper leicht transpiriert. Um das Anlaufen zu vermeiden, mache man eine Lösung von Glycerin und Schmierseife, beaufe die Gläser damit und pube sie mit einem weichen Lederläppchen solange, bis sie blank sind.

Das Ende der Braut.

Das schöne altdeutsche Wort „Braut“ ist im Laufe der letzten Jahrzehnte durch den Sprachgebrauch so stark entwertet worden, daß es nunmehr fast in seiner ehemaligen Bedeutung nicht mehr verwendet wird, so weit wenigstens eine hohe amtliche Stelle, nämlich der Reichstag oder besser gesagt das Auswärtige Amt, in Betracht kommt. Da bei uns jedes Ding erst seine Bedeutung durch den amtlichen Stempel erhält, so ist jetzt an dem Verschwinden des schönen Wortes „Braut“ nicht mehr zu zweifeln. Seit Jahren bedeutet nicht nur in Berlin, sondern in vielen Teilen Deutschlands die Bezeichnung „Braut“ nicht mehr unter allen Umständen so viel wie gesellschaftlich Verlobte, die zur Ehegattin auserwählt ist, sondern besonders in einfacheren Kreisen nennen die jungen Leute ihre Herzensfreundin, mit denen sie durchaus nicht eine Ehe zu schließen geneigt sind, „meine Braut“. Dies geht so weit, daß in vielen Fällen bei Gerichtsverhandlungen der Richter die ergänzende Frage stellt, ob die Braut tatsächlich die Verlobte ist. Diese Frage ist sehr berechtigt, denn sie spielt bei der Eidesabnahme eine erhebliche Rolle. Die „Braut“, die nur die Freundin ist, muß nämlich einen ihr zugeschobenen Eid leisten, während die Braut, die als „Verlobte“ anzusehen ist, den Eid verweigern kann. In dem neuesten Etat hat das Auswärtige Amt aus dieser eigenartigen Entwertung der „Braut“ Folgerungen gezogen und setzt in allen den Fällen, in denen es früher von „Bräuten“ sprach, das Wort „Verlobte“ und begründet noch ausdrücklich diese Bezeichnung damit, daß dadurch die Persönlichkeiten, die gemeint sind, klarer erfasst sind. Die amtliche Begründung lautet folgendermaßen: „Die Änderung des Wortes „Bräute“ in „Verlobte“ dient der Klarstellung der damit verbundenen Begriffe.“

Das Wort „Braut“ hat in der Entwicklung der deutschen Sprache eine zähe Lebensdauer bewiesen, wie nur wenige andere Worte. Zum Vergleich sei angeführt, daß das Wort „Fräulein“ sich im Laufe der Jahrhunderte eine beträchtliche Änderung seiner Bedeutung gefallen lassen mußte, wenn es auch in der Wortbildung stets gleich geblieben ist. Im Mittelalter bedeutete das Wort „Fräulein“ so viel wie „gnädiges Fräulein“ oder „adliges Fräulein“, und kam einfachen Mädchen nicht zu, wie aus dem Worte Gretchen in „Faust“ hervorgeht: „Bin weder Fräulein, weder schön...“ Später wurde es zur Bezeichnung für alle jungen unverheirateten Mädchen und heute beanpruchen auch die nicht-adligen Mädchen die Bezeichnung „gnädiges Fräulein“, nachdem diese Vorrechte des Adels bereits seit vielen Jahrzehnten völlig beseitigt worden sind. Das Wort „Braut“ aber erhielt sich viele Jahrhunderte lang in seiner ursprünglichen Bedeutung als öffentlich und gesellschaftlich Verlobte. Es stammt aus dem Mittelhochdeutschen „Brät“ und bedeutete damals so viel wie „Neuvermählte“. Der Bräutigam bedeutet „Mann der Braut“. Schon in der ältesten Zeit hat man mit „Braut“ dasjenige junge Mädchen bezeichnet, das kurz vor seiner Vermählung steht. Diese Bezeichnung und Bedeutung hat sich nicht nur im Laufe der Jahrhunderte erhalten, sondern wurde auch auf eine große Anzahl von Ausdrücken ausgedehnt, die mit der Brautschaft in Beziehung stehen. Der Brautring zum Beispiel als Sinnbild ewiger Treue ist schon eine ganz frühe deutsche Sitte. Woduliebs Keffe sagt zu seiner Braut: „Wie der Ring den Finger fest umschließt, so gelobe ich, dich in fester Treue zu umschließen. Auch du mußt zu mir halten, oder der Tod treffe dich.“ Bei der Hochzeit treten Brautjungfern, Brautführer, der Brautkranz, die Brautkrone und der Braut-schleier in Wirksamkeit und der Hochzeitsszug zur Kirche heißt seit alten Zeiten der Brautzug. Die Gesänge werden Brautgesänge genannt und bei der kirchlichen Trauung gibt es eine Brautmesse. Ja, in mittelalterlichen Zeiten wurde die Tür der Kirche, durch die das Brautpaar eintrat, oder vor der die Brautmesse gehalten wurde, die „Brauttür“ genannt. Das Zimmer, in das die Braut durch die Brautmutter, die Eltern oder Vormünder geführt wurde, hieß die „Brautkammer“, und so war eine große Anzahl von wichtigen Ereignissen im Leben des jungen Mädchens mit dem Worte Braut verbunden. Ein Teil dieser Ausdrücke ist allerdings in den letzten Jahrzehnten bereits weggefallen. Es gibt zwar noch Brautjungfern, einen Brautkranz und einen Braut-schleier, aber eine Brauttür und eine Brautkammer gibt es nicht mehr. Mit dem Worte Braut in seiner alten Bedeutung verschwinden auch andere schöne poetische Ausdrücke, die zu dem Sprachbesitz des Deutschen gehörten.